

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 40 (1925)
Artikel: Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz : 1798-1848
Kapitel: Zeitungen, Zeitschriften und Almanache
Autor: Wechlin, H.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-44570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V. Zeitungen, Zeitschriften und Almanache.

Schon früher zeigten wir, wie der Aargau durch Zischofke und Sauerländer das Zentrum freiheitlicher Preßerzeugnisse wurde. Diese Tatsache ist für unsere Betrachtung von außerordentlicher Wichtigkeit. Dadurch wurde eine große Anzahl von deutschen Flüchtlingen nach Aarau gezogen, die nun hier Gelegenheit hatten, in Zeitungen und Zeitschriften ihre Ideen zu propazieren, ihre Bücher zu verlegen, ihre dichterischen Produkte zu veröffentlichen. — Nachdem wir gesehen haben, wie insbesondere zwei Institutionen, die Kantonschule und der Lehrverein, abgesehen von ihrer kulturellen Bedeutung, zu Vermittlern deutscher Literatur wurden, soll dieses Kapitel nachweisen, wie die Zeitungen, Zeitschriften und Almanache dasselbe getan haben. Wir werden dabei absichtlich nicht chronologisch vorgehen, sondern die Preßprodukte nach ihrer Bedeutung berücksichtigen. Zunächst eine kurze geschichtliche Orientierung. Nachdem Napoleon als weltgeschichtlicher Faktor ausgeschaltet war, brachen natürlich in der Schweiz die Säulen seines Vermittlungsgebäudes zusammen. Es beginnt mit dem Jahre 1814 die Periode, welche die Geschichte Restaurationszeit nennt. Abgesehen davon, daß die Untertanenländer ein für alle Male abgeschafft wurden, ist der Staatenbund von 1815 ziemlich reaktionär. Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn stellen fast völlig die alte Patrizierregierung wieder her. Der Bundesvertrag ist ein föderalistisches Gebilde. Die einzelnen Kantone sind souverän. Auch die Schweiz tritt der heiligen Allianz bei. — Während in Deutschland sich dem Absolutismus gegenüber freiheitliche Bewegungen bemerkbar machen, die ihre Verkörperung namentlich in den Burschenschaften und Turnvereinen finden, steht die Schweiz in einem Ringen nach neuer politischer Ordnung. Die Restaurationsperiode ist aber im allgemeinen eine Zeit der Ruhe. Die Zunahme der Wohlfahrt der Mediation nimmt ihren Fortgang. Wie wir sahen, stehen Schul- und Erziehungswesen im Vordergrund, wobei vielfach private Initiative eine große Rolle spielt. Bei Anlaß der Reformationsfeier im Jahre 1819 wird in Zofingen der „Zofingerverein“ gegründet, der aber durchaus nicht einseitig konfessionell orientiert war, sondern das nationale Prinzip als obersten Grundsatz hatte. In dieser Zeit entsteht

auch der „Sempacherverein“ (1821) und der „Schweizerische Schützenverein“ (1824). 1819 tritt die Helvetische Gesellschaft in Schinznach wieder ans Tageslicht, nachdem sie sich einige Jahre in Schweigen gehüllt hatte. Zahlreiche Turnerverbindungen und Sängervereine kommen auf. An dieser politischen und kulturellen Bewegung beteiligt sich vor allem die Presse. Trotzdem dieselbe seit 1798 eine weit höhere Bedeutung erlangt hatte, stand sie noch vielfach im Kampf mit der Zensur. Ein Kanton stand in dieser Beziehung voran, der Aargau. Trotzdem bei der neuen Verfassung das Volk nicht befragt wurde und ein komplizierter Wahlmodus und eine zwölfjährige Amtsdauer dieselbe zu einer aristokratischen stempelte, war dieser Kanton in der Restaurationsperiode öfters die Zufluchtsstätte des Liberalismus. Man bestrebte sich hier auch den Presseleuten das Leben möglichst wenig bitter zu machen. Denn wenn auch der Druck der napoleonischen Pressepolizei gewichen war, so herrschte deswegen in der Schweiz noch durchaus keine Pressefreiheit und es galt immer noch als Regierungsprinzip, daß eine Staatsangelegenheit ein Geheimnis sei. Die Stände wurden eingeladen, ihre Zeitungsblätter der schärfsten Zensur zu unterwerfen. Natürlich waren in den 22 Kantonen die Anschauungen über das, was der Presse erlaubt sei und was nicht, recht verschieden. So ließ z. B. Basel überhaupt keine Zeitungen entstehen und auch Genf besaß bis 1826 keine solche.¹ Der Aargau hingegen hob am 18. Juni 1816 die Zensur auf und wies Pressevergehen gegen Religion, Sittlichkeit etc. an die Gerichte.² Diese Tatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie wurde auch durch die „Aarauer Zeitung“, die in Deutschland verbreitet war, bekannt und als nach 1819 die Burschen- und Demagogenverfolgungen begannen, war es nicht verwunderlich, wenn die Verfolgten in der Mehrzahl sich in den Aargau begaben.

Die schweizerische Journalistik geht in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück.³ Aber trotz ihres hohen Alters spielte sie bis 1798 eine höchst bescheidene Rolle. In der Zeit von 1610 bis 1803 sind nur 328 Zeitungen und Zeitschriften erschienen.⁴ In jener Epoche hatten die Zeitungen lediglich den Charakter von Nachrichtenblättern; politischen Wert besaßen sie keinen. Sie erschienen zunächst ganz unregelmäßig und erst später an einem bestimmten Wochentag, nach welchem sie auch genannt wurden, z. B. „Bernisches freytagsblättlein“ (1722)

¹ Öch. 19. II. S. 72/82. ² II. S. 383. ³ Die Schweizerpresse: Ch. Curti. Die Anfänge des Zeitungswesens in der Schweiz. ⁴ S. 120.

oder „Schäffhauser Mittwochs- und Samstagspost“ (1734). Diese Wochenzeitungen enthalten fast nur ausländische Nachrichten, da ihnen die Zensur verbot, über innerpolitische Angelegenheiten sich auszusprechen. Es ist übrigens bezeichnend, daß, um das Verbot umgehen zu können, Betrachtungen, die man heute in Leitartikeln behandelt, in den Zeitschriften zur Sprache kamen, so daß eigentlich diese das politische Sprachrohr waren. Die Helvetik brachte dann einen Preßartikel, der durch seinen Wortlaut: „Die Presse ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten“ den Spielraum bedeutend erweiterte.

In dieser Zeit war es vor allem eine Gattung von Zeitungen, die pilzartig sich verbreitete: Die Flugschriftenliteratur.⁵ Es wäre höchst interessant, auf diese Gattung näher einzugehen, würde aber hier zu weit führen. Auf eine Schrift möchten wir aber dennoch hinweisen, weil sie speziell den Aargau betrifft. Da Aarau als Sitz der Tagsatzung nicht genügte, stritten sich bekanntlich verschiedene Städte um die Ehre, den Regierungssitz zu erhalten. Eine Satire „Die Ameisen in Tellonia“ richtet sich gegen Aarau und empfiehlt Ursina (Bern) als Hauptstadt. Ella (Basel) und Primaria (Zürich) sind zu weit vom Mittelpunkt von Tellonia (Schweiz), ebenso Lakusia (Luzern) von Triumphopolis (Paris) entfernt. Im vormaligen Gebiete von Ursina, dem einzigen entsprechenden Regierungssitz, war ein großer Ameisenhaufen. „Hier hier“ sprachen sie zu Elefanten und Rhinozerossen, zu den Löwen und Bären, zu den Abgeordneten der ganzen Nation, „müßt ihr euren Thron aufschlagen. Ha, wir werden Türme emporrichten lassen, Wohnungen und Magazine für eure Trabanten errichten und Staatsgebäude aufführen. Also sprachen sie und anstatt besserer Gründe krabbelten sie den geplagten Gesetzesgebern so unausstehlich den Rücken hinauf, daß diese einwilligen mußten, um nur der Plage los zu werden.“

1. Zeitungen.

Wenn der Restaurator Haller Sauerländers Druckerei als ein wahres Arsenal des Jakobinismus bezeichnete, so hatte er dabei sicherlich auch die „Aarauer Zeitung“,⁶ die in den Jahren 1814—1821 ihr Dasein fristete, im Auge. Sie erschien wöchentlich dreimal, hatte aber gerade

⁵ W. Spinner. Die Flugschriftenliteratur zur Zeit der Helvetik. ⁶ Arg. C. 1914. U. Brugger. Geschichte der Aarauerzeitung. S. 74/86.

im Aargau wenige Abonnenten, weil Zschokkes „Schweizerbote“ das viel populärere Blatt war. Doch scheint sie in der übrigen Schweiz und namentlich auch in Deutschland sich viele Leser erworben zu haben. Jedenfalls nannte sie Sauerländer selbst „eine der meistgelesenen Zeitungen, die in der Schweiz und in den benachbarten deutschen Staaten allgemeinste und schnellste Verbreitung habe.“⁷ Die „Aarauer Zeitung“ war vor allem ein politisches Blatt mit ausgeprägt freisinniger Tendenz. Natürlich schenkte dieselbe ihre Aufmerksamkeit zunächst der Schweiz, und insbesondere die Schweizer Artikel sind es gewesen, welche die Bedeutung der Zeitung ausmachten. Der Redaktor dieser Schweizer Artikel war Paul Usteri,⁸ der Herausgeber der „Beiträge zur französischen Revolution“ und des „Schweizerischen Republikaners“ sowie der fleißigste und bedeutendste Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ und des „Deutschen Morgenblattes.“ Offen nahm Usteri für die Flüchtlinge und verfolgten Studenten Partei. Allerdings konnte er sich für das Teutisch-tümmeln in Sprache und Tracht, das auch bei Schweizern Anklang fand, nicht begeistern. Auch sprach er sich gegen das Reislaufen aus, trotzdem er darunter nicht die Kapitulationen verstand. Bei jeder passenden Gelegenheit betonte er die Wichtigkeit von Schule und Unterricht. Von den drei großen Pädagogen Pestalozzi, Fellenberg und Pater Girard pries er namentlich die Methode des letzteren hoch. Zu der ersten Aufführung des „Wilhelm Tell in der Schweiz“ bemerkte die „Aarauer Zeitung“, man sollte ihn mehr einstudieren lassen; die Schweizer brauchten dann nicht länger zu diskutieren, ob in der Eidgenossenschaft Untertanen existieren sollen oder nicht. Unter den ausländischen Redaktoren trat keine Persönlichkeit hervor, außer Sauerländer, der von Anfang an eine Art Chefredaktor gewesen zu sein scheint. Außer ihm nennen wir zwei deutsche Auslandsredaktoren. Der eine war Friedrich Heldmann⁹ aus Margrethhochheim am Aekar gebürtig, der von 1807—1817 auch Professor der Handelswissenschaften an der Kantonschule war. Da er nicht kritisch genug war, scheint man mit seiner Redaktionstätigkeit nicht zufrieden gewesen zu sein. Es kam zwischen ihm und Sauerländer zum Bruch. Sein Nachfolger wurde Johann Baptist Pfeilschifter.¹⁰ Aber auch dieser war eine recht wankelmütige Natur und nahm keine hervorragende Stellung innerhalb des Blattes ein. Später gab er in

⁷ Arg. T. 1914. U. Brugger, Geschichte der Aarauerzeitung S. 84/86. ⁸ Konrad Ott, Das Leben von Paul Usteri. Trogen 1830. U. D. B. Bd. XXXIX. S. 399/408. ⁹ Arg. T. 1914. Brugger. S. 137/138. ¹⁰ U. D. B. Bd. XXIV. S. 657.

Deutschland die „Zeitschwingen“ heraus und war auch Redaktor einer Zeitschrift für Politik und Geschichte, betitelt „Der Staatsmann“, die eine gewisse Geltung hatte. — Was der „Aarauer Zeitung“ vor allem ihren Wert verlieh, war die große Anzahl von Korrespondenten. Die meisten Beiträge wurden aus Paris geliefert, wobei auch Rengger und Stapfer Mitarbeiter waren. Als Ernst Münch in Freiburg studierte, lieferte er von dort aus zahlreiche Artikel, die sich zum Teil mit dem Studententum, zum Teil mit badischer oder allgemeiner süddeutscher Politik befaßten. Außerdem besaß das Blatt in allen Gegenden von Deutschland ausgezeichnete und geschulte Korrespondenten.

Trotzdem im Jahre 1816 im Aargau die Zensur aufgehoben wurde, blieb die „Aarauer Zeitung“ nicht ungeschoren. Gerade weil sie das bedeutendste, am besten unterrichtete und liberalste Blatt war, wurde sie gefürchtet, gehaßt und heftig angegriffen. Es führte gegen sie Klage der bayrische Gesandte, der spanische Geschäftsträger, der französische Gesandte, die Klöster. Talleyrand und Schraut wandten sich sogar an den Vorort. Wir können hier nicht auf alle diese Klagen eingehen, sondern wollen nur bemerken, daß die Angriffe immer heftiger, immer drohender und für die Existenz der „Aarauer Zeitung“ sich immer gefährlicher gestalteten, so daß schließlich Sauerländer verdrießlich wurde und das Blatt eingehen ließ. Er kündigte den Lesern 1821 an, daß er „müde der oft völlig unbegründeten Anklagen und Verdächtigungen, überdrüssig des fortwährenden Auslauerns, der Beargwöhnung und der geflissentlichen Falschdeuterei über jedes unbefangene und freisinnige Wort, mit Unwillen erfüllt über die fränkenden Verunglimpfungen, womit man alles Ehrgefühl aufs Empfindlichste verwundet, den entschiedenen Entschluß gefaßt habe, die „Aarauer Zeitung“ mit Ende des Jahres eingehen zu lassen“.¹¹ Wichtig ist nun, daß Usteri mit Anfang Juli die Schweizer Artikel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ übernahm, welche auf diese Weise aus der Verschmelzung der „Aarauer Zeitung“ mit der früheren „Zürcher Zeitung“ hervorging. Das neue Blatt schloß sich unmittelbar an das Sauerländers an. Usteri erklärte in der letzten Beilage der Aarauer Zeitung: „Die Fortsetzung dieser Anzeigen schweizerischer Literatur erscheint in der mit Anfang Juli beginnenden Neuen Zürcherzeitung. . .“ Wieder gab der Aargau ein Stück deutscher Literatur an die Schweiz ab. Bevor wir auf einen der

¹¹ Arg. T. S. 68.

einflußreichsten Journalisten der Schweiz, Heinrich Zschokke, und seine verschiedenen Zeitungen zu sprechen kommen, soll hier ein Urteil des Restaurators Haller über die Aarauerpresse und der mit ihr in Beziehung stehenden Männer voran gestellt werden. Dieses Urteil ist wiedergegeben in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau, worin M. Öchsli zwei von Haller an das französische Ministerium des Außern gerichtete Denkschriften Hallers aus den Jahren 1824 und 1825 mitteilt.¹² „Der Aargau hat vielleicht eine noch revolutionärere Regierung als die Waadt. Das Volk ist im Allgemeinen gut, trotz den unglaublichen Anstrengungen seit 25 Jahren, es zu verderben durch eine abscheuliche Kantonschule, durch Kalender und populäre Zeitungen, die mit fanatischer Perfidie und Geschicklichkeit von dem berüchtigten Zschokke redigiert werden. — Die Häupter sind Herzog von Effingen, Schmiel, Zschokke, eine unermüdlicher Zeitungsschreiber für die revolutionäre Sache, der in bezug auf die Fruchtbarkeit seiner Feder, die Mannigfaltigkeit der Formen und Arten, die Gewandtheit und Perfidie des Stiles vielleicht Voltaire nichts nachgibt. . . . Im Gefolge dieser Häupter kommen die Dolder, Tanner, Sauerländer, ein Frankfurter von Geburt, dessen Druckerei ein wahres Arsenal des Jakobinismus ist und täglich neue Bücher, Broschüren und Zeitungen in revolutionärem Sinn produziert, dann das Gefolge von Literaten, das sich um die großen Industriellen gruppiert, die Professoren der Kantonschule. . . .“

Das populärste, weit verbreitetste und am liebsten gelesene Blatt im Beginn des 19. Jahrhunderts in der Schweiz war Heinrich Zschokkes „Schweizerbote.“¹³ Zschokke war sozusagen von Geburt an eine Journalistennatur. Schon in Schwerin und dann in Frankfurt hat er sich journalistisch betätigt. Als er in Reichenau Seminardirektor war, redigierte er wahrscheinlich den „Rhätischen Staatsboten“ und sicher den „Merkur hoch Rhätens.“ 1799 hatte er den „helvetischen Genius“ herausgegeben und war im gleichen Jahre von der helvetischen Regierung zum Redaktor der „Helvetischen Zeitung“ gewählt worden. Zschokke hatte die Redaktion nur unter dem Vorbehalt übernommen, daß das Direktorium ihn im Recht der Pressfreiheit beschütze. Aber dieses Blatt war bereits im April gleichen Jahres wieder eingegangen. Mehr Erfolg hatte er mit dem „Aufrichtigen und wohlverfahrenen Schweizerboten“

¹² Arg. C. S. 173/174. ¹³ „Der aufrichtige und wohlverfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältig erzählt, was sich im lieben Schweizerlande zuge- tragen und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt tun.“

gehabt. Dieser hatte sich in den rauhen Zwilchrock des alten Bauernkalenders gekleidet und deshalb hatten die Leser Vertrauen zu ihm gefaßt. Aber schon im Sommer 1799 hatte der Schweizerbote unregelmäßig zu erscheinen begonnen. Schuld war natürlich vor allem der Krieg gewesen, dann auch die Entmutigung Zschokkes, weil er einsah, daß seine Stimme in dem Chaos übertönt wurde. Die letzten 25 Nummern waren über einen Zeitraum von 20 Monaten verstreut gewesen.¹⁴ — Aber der Schweizerbote war nicht tot, sondern bloß scheinbar tot gewesen. Nachdem Zschokke sich in Aarau definitiv niedergelassen und den tüchtigen Sauerländer für seine Absichten zu sich gezogen hatte, erschien das Blatt zum ersten Mal wieder am 4. Januar 1804.¹⁵ Im ersten Leitartikel gibt Zschokke in geschickter Weise und auf verständliche Art den Grund seines Wiedererscheinens an: „Warum der Schweizerbote sich wieder auf die Beine macht und neue Zeitungen bringt.“¹⁶ Da bin ich wieder und bin kein anderer, als ich selbst, will sagen: der alte, veritable, aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, mit dem ihr manchesmal gelacht und geweint habt in bösen Zeiten. Er ist kein anderer, der, wie es wohl geschehen ist, meinen Mantel angezogen, meine Kappe aufgesetzt und meinen Wanderstab genommen und dann gesagt hat: nun bin ich auch der Schweizerbote. — Drum behaupte ich zuallererst, daß ich kein anderer bin, als ich selbst in meiner Haut. — Nun stecken alle die Köpfe zusammen und sehen mich mit großen Augen an und fragen: „Was will der Schweizerbote?“ — Seid still und hört mich an! „Vor allen Dingen, Schweizerbote, warum bist du so lange still gewesen und nicht in der Ordnung zu uns gekommen, da wir dich gerne sahen?“ Antwort: Weil's mir verleidet war. Jedermann wollte damals das große Wort haben; jeder wollte die Sache am besten verstehen. Jeder schrieb, zankte und predigte. Dann kamen die Franzosen und lärmten; dann kamen die Kaiserlichen und lärmten; dann kamen die Russen und lärmten. Niemand wußte, was man wollte und wohin ich kam, gabs einen Hagel von Stößen und Puffen. Da dacht ich, der Klügste schweigt und wartet das Wetter ab. Das hab ich getan. — „Aber Schweizerbote, welche Hofarde trägst du heuer, denn grüne, rote und gelbe sind nicht mehr in der Mode.“ Antwort: Ich trag auf meinem Hut 19 Hofarden wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine

¹⁴ E. Crösch, J. K. Lavater, H. Zschokke und die helvetische Revolution. S. 55.

¹⁵ Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote. Mittwoch den 4. Jänner 1804.

¹⁶ No. 1. S. 1/2.

liebste aussuchen und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind darin mehr als der Regenbogen, seit er erschaffen worden, aufzuweisen hatte. — Die Winterabende sind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähl ich euch denn, was die Menschen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise; wie sie oft aus Verzweiflung Hochzeit machen oder sich einander mit christlicher Liebe totschlagen; wie sie Frieden schließen, um einen frischen Pfahl vom Zaun zu reißen, oder einander um des lieben Friedens Willen den Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch ebenso große Narren sind wie zu Zeiten des Königs Salomo, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht tun wollen. — Und da mans Geld in dieser Zeit braucht, will ich euch lehren Gold machen — man kocht's in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pflug aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall oder aus dem Walde, wo es als Baum wächst. Versteht mich wohl! Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Konstitutionsmacherkünste und dergleichen. — Und ich will euch lehren, lustig zu leben und seelig zu sterben, ein Ding, das mancher studierte Herr nicht kennt und mancher ehrliche Bauer im Schlafe lernt.“ Nachdem der Redaktor in einem folgenden Abschnitt mit seinen Gegnern Frieden geschlossen hat: „Friedensvertrag des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, mit allen und jedem, die ihm abhold waren“,¹⁷ geht er in medias res und beginnt gleich mit der Auslandspolitik in dem Abschnitt „Kurze Nachricht wie es mit den Welthändeln überhaupt steht.“ Dann meldet er die Neuigkeiten aus den einzelnen Kantonen und schließt mit einer lehrhaften Geschichte. Die Reihenfolge ist aber durchaus nicht in jeder Nummer die gleiche. Ein anderes Mal beginnt er z. B. mit dem Inland oder mit einer Geschichte. Eine Nummer hat sogar als Leitartikel die Überschrift „Von den froppigen Leuten.“¹⁸ Auffallend ist im Schweizerboten der stark didaktische Anstrich, was in der Eigenart Ischoffes lag; so in der Geschichte „Der Ätti und der Großätti“, „Der kluge Schulmeister“, „Der Schinderhannes“, oder erschreckliche, doch lehrreiche Geschichte von einem berüchtigten Räuber und Mörder, der nebst seiner Bande vor kurzem in Mainz hingerichtet worden ist.“ Alle diese Erzählungen sind leicht verständlich, spannend und populär. Sie lesen sich noch heute recht

¹⁷ Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote. No. 1. S. 3. ¹⁸ No. 3. S. 17.

angenehm, wenn sie auch im Durchschnitt das Denken nicht allzusehr in Anspruch nehmen. — Man verschlang geradezu die Berichte eines „Wanderers nach Amerika“ oder „Die Verbrennung der Witwen in Indien.“ Gerne nahm man die populär-medizinischen, pharmazeutischen und hauswirtschaftlichen Ratschläge des Schweizerboten an. Über alles mußte derselbe Auskunft zu erteilen. — Allerdings ist es klar, daß durch eine gewisse Quantität Popularitätssucht dieses Blatt politisch weit unter dem Niveau einer Aarauerzeitung stand. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß durch seine Weiterverbreitung und große Beliebtheit der Schweizerbote tief in das Volksleben des Aargaus und der Schweiz einschritt. Gerade durch ihn hat Zschokke eine Unmenge seiner kleineren und größeren Geschichten an das Volk vermittelt. Auf diese Weise gelangte wiederum ein Stück deutscher Literatur an den Aargau und durch diesen an die Schweiz. — Natürlich machte die Zensur auch dem Schweizerboten das Leben bitter, trotzdem sich dieser oft geschickt aus einer peinlichen Lage herauszuwinden verstand. Aber die Angriffe waren mehr gegen den Redaktor als gegen das Blatt gerichtet. Zschokke war durch seine Tätigkeit und Anhänglichkeit an die Helvetik kein überall beliebter Mann. In vielen Gesandtschaftsberichten wird er als Revolutionär hingestellt. Bern, das auf die Aarauerblätter sowieso nicht gut zu sprechen war, sagte vom Schweizerboten, daß dieser als aufrührerisch betrachtet werden müsse. Er sei darauf berechnet, von den unteren Klassen gelesen zu werden und seine Darstellungen fänden bei der faßlichen Schreibart leichter Eingang, als daß die Falschheit beständig wiederholter Anbringen bemerkt werde; er finde unter dieser Klasse umso vielmehr Abnehmer, als er das einzige wohlfeile und beinahe einzige Blatt seiner Art sei. Der Schweizerbote wurde daher am 10. März 1814 in Bern verboten.¹⁹ Diesem Beispiel folgten, wie früher bei der Aarauerzeitung die Kantone Freiburg und Solothurn. — 30 Jahre lang war Zschokke Redaktor dieses Schweizerboten, in welchem übrigens auch seine „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk“ kapitelweise von Woche zu Woche erschien. Über seine Tätigkeit im Schweizerboten äußert sich Zschokke in seiner Selbstschau in folgender Weise:²⁰ „Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich, Torheiten verspottend, Vorurteile untergrabend, freisinnig ohne Herold einer Partei zu sein; Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhrende Bemerk-

¹⁹ Brugger. S. 11/12. ²⁰ H. Zschokke. Selbstschau. I. S. 233/235.

fungen einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und setzte es über 30 Jahre fort. Es ward schnell das Blatt des Volkes und drang in mehreren tausend Exemplaren durch die ganze deutschredende Eidgenossenschaft, selbst wo irgend Schweizer wohnten, nach Italien, Frankreich, Deutschland, Amerika. Zahlreiche Beiträge, die ich zuweilen nach eigener Weise verarbeitete, kamen mir von Handwerkern, Magistraten, Landwirten und Gelehrten, Geistlichen jeglichen Ranges und Bekenntnisses zu. Es war für mich mehr Unterhaltung, als Mühe dabei und ich erkannte darin meinen eigentlichen Beruf. Ich hatte dem Boten in seiner Art die Charaktermaske eines treuherzigen Plauderers gegeben, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt und der mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmütigkeit Wahrheiten zu Markte trägt, wie unabsichtlich oder als verstände er sie selber nicht; dabei aber in munterer Laune doch nicht unterlassen kann seinen schelmischen Blick hierhin und dorthin auf Lieblingstorheiten der Vornehmen und Geringen zu werfen. Während seiner 30-jährigen Werdezeit ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern aufwachsen, männlicher urteilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrenen Landsmanne voll gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niederen, ein anständiges Wort wechseln darf! — — Es lag mir daran, noch in die dunkeln Hütten der Ärmsten, die kein Buch, kein öffentliches Blatt, höchstens im Jahre einen Kalender um wenige Kreuzer kaufen und lesen, Licht zu bringen. Ich war demnach auch noch Kalendermacher, und, um dem Landmann nicht anstößig zu werden, durch Verletzung seines ihm anezogenen Uberglaubens mußten im „Schweizerbotenkalender“ Bauerregeln und „Kinder in diesem Zeichen geboren“, Aderlaßmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologische Zeichen und andere Bocksbeutel, getreulich beibehalten werden. Nur erlaubte ich mir, sie nach und nach, unter mutwilligen Scherzen, in die wirksamsten Mittel zu verwandeln, den Unflat der „Spinnstuben-Weisheit“ wegzufegen, den man, seit Jahrhunderten, „mit gnädiger Erlaubnis der Oberen“, unter den Strohdächern der dürftigsten Volksklasse angehäuft hatte. Man lachte und las! Weit mehr aber, als der Beifall, freute mich, daß die übrigen Kalendermacher, aus redlichem Sinn, oder aus Brotneid, sich um die Wette beeiferten, wie sonst aus Uberglauben, nun aus Aufklärung des gemeinen Mannes, Profession zu machen, und den Schweizerboten sogar zu überbieten. Nach

3 oder 4 Jahren überließ ich meinen Kalender zufrieden andern Händen.“ — Es brauchen wohl zu diesen Tatsachen keine weiteren Worte mehr verloren zu werden, um verständlich zu machen, wie stark einwirkend die Persönlichkeit Zschokkes in populärliterarischer Beziehung war. — Der Schweizerbote als solcher, erschien, nachdem sein Gründer die Redaktion in andere Hände gelegt hatte, noch bis zum Jahre 1879.

2. Zeitschriften.

Ganz anderer Art, ebenso gelesen als angefeindet, waren die „Stunden der Andacht“²¹ zur Beförderung wahren Christentums und häuslicher Gottesverehrung“, die in den Jahren 1808—1816 bei Sauerländer erschienen und zwar streng anonym. Heute wissen wir aus Zschokkes „Selbstschau“, daß dieser der Verfasser ist. Er entschloß sich, „die religiösen Ideen, welche das Ergebnis seines Forschens, seiner eigenen inneren Kämpfe von früher Kindheit an gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzuteilen.“²² Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob diese „Stunden der Andacht“ tatsächlich einem inneren Bedürfnisse entsprangen. Wir können bloß konstatieren, daß sie sehr gelesen wurden und eine Auflage nach der andern erlebten. Es will für jene Zeit viel heißen, daß sie 40 Jahr nach ihrem ersten Erscheinen in 35ster Auflage herausgegeben wurden. — Wolfgang Menzel, der ja auch persönlich mit Zschokke bekannt war, spricht sich allerdings in seiner Literaturgeschichte ganz negativ über dieses Andachtsbuch aus.²³ Er nennt die „Stunden der Andacht“ eine „Bibel des Teufels“, eine Eselsbrücke für den Haufen der Indifferenten und Halbgläubigen; Zschokke sei ein Allerwelts-Büchermacher. Alles darin sei auf den Käufer berechnet; jedem wolle er gefallen, jedem es recht machen. Ein Buch sei für die Protestanten, eines für die Katholiken bestimmt, deshalb das Ganze eine Buchhändler-spekulation.²⁴ Für uns haben die „Stunden der Andacht“ absolut keinen literarhistorischen sondern höchstens einen kulturhistorischen Wert.

Eine wissenschaftliche Zeitschrift waren die „Miscellen für die neueste Weltkunde“,²⁵ die von 1807—1813 erschienen. Diesen verdankte Zschokke eine ausgebreitete Verbindung mit Gelehrten und

²¹ Stunden der Andacht. 1808—1816. Aarau, Sauerländer. ²² H. Zschokke, Selbstschau. I. S. 246. ²³ W. Menzel, Literaturgeschichte. I. Bd. S. 253. ²⁴ I. Bd. S. 255. ²⁵ Herausgegeben von Heinrich Zschokke. I. Jahrgang. Sauerländer 1807.

Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel seine eigene Ausbildung, deren Beiträge den Wert der Zeitschrift erhöhten.²⁶ Dem Schul- und Erziehungswesen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Sehr oft war von der Kantonschule die Rede und ganze Artikelserien orientierten über die Anstalten von Emanuel von Fellenberg. Über diesen und Heinrich Pestalozzi erschienen im Jahre 1809 ausführliche Biographien. Einmal traten die Miscellen sogar Goethe scharf entgegen.²⁷ Der betreffende Artikel wendet sich gegen eine Stelle in „Goethes Briefen aus der Schweiz“, in denen dieser die Schweizerfreiheit etwas genauer unter die Lupe nimmt. Insbesondere scheint es ihm auf die Nerven gegangen zu sein, daß man ihm immer wieder das Märchen „von der Befreiung der Tyrannen“ erzählte. Wenn er dann allerdings die biederen Bauern in den abgelegenen Bergtälern „stauende Wahnsinnige“ nennt, so geht ihm eben das Verständnis für diese Volksart ab. Dem munteren jungen Franken lag das schwerfällige Blut und die zurückhaltende Art der schweizerischen Alpenbevölkerung nicht. Was er als Dummheit betrachtete, war im Grunde genommen bloß Schüchternheit. Nun, dafür kloppte dem großen Dichter sein Landsmann Zschokke mit lehrhaftem Stocke tüchtig auf die Finger.

Nach einer Unterbrechung von 4 Jahren kamen als Fortsetzung der Miscellen im Jahre 1817 die „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ heraus,²⁸ welche die gleiche Tendenz haben, wie die Miscellen, nur daß sie sich im allgemeinen auf historische Stoffe beschränken. Sie wurden bis zum Jahre 1823 fortgeführt. Seit 1811 gab Zschokke die „Erweiterungen“²⁹ heraus, in welchen unzählige kleinere und größere Geschichten aller Arten von ihm erschienen. Außerdem lieferten u. a. Beiträge Itner, Kozebue, Karl Groß, Haug. Die Zeitschrift gedieh bis zum Jahr 1827.

Einen Abschluß des inneren philosophischen und religiösen Ringens, bildet die Zeitschrift „Prometheus“, für Licht und Recht, in zwanglosen Hefen; 1832 und 1833.

Wiederum bei Sauerländer erschien im Jahre 1816 eine Zeitschrift. „die ein Vereinigungspunkt für freies, geistiges Bilden und gemüthliches Wirken und ein Vermittlungsglied zwischen In- und Ausland, vorzüglich mit dem so herrlich aufstrebenden Deutschen“ werden sollte, das

²⁶ H. Zschokke, Selbstschau. I. S. 283. ²⁷ No. 255. 1809. ²⁸ Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. 1817 ff. Herausgeg. von H. Zschokke. Aarau, Sauerländer.

²⁹ Erweiterungen, herausgeg. von H. Zschokke. 1811—1827. Sauerländer, Aarau.

„Schweizerische Museum.“³⁰ Chefredaktor war Trogler. Außer ihm lieferten Beiträge Aloys Vock, Heinrich Zschokke, Kortüm, Prof. von Orelli, J. C. Escher von der Linth, Felix Balthasar. Aus Deutschland hat sich nur Varnhagen von Ense mit einem Beitrag beteiligt: „Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern einer Frau“ (das heißt aus dem Briefwechsel mit Rahel Levin). Von Trogler stammen folgende Aufsätze: Die Idee des Staates und der Volksvertretung. Über die Freiheit der Presse. Über die Grundbegriffe des Repräsentationssystemes. Die Zeitschrift erlebte aber nur einen Jahrgang.

Wir sahen früher, wie die Tafelrunde im Ochsen zu Aarau gegen den Kantönligeist eiferte und für die schweizerische Einheit eintrat. Zu diesem Zwecke wurde das „Schweizerische Volksblatt“³¹ gegründet, welches seit dem 29. Juli 1841 im Verlag von Gefner in Zürich erschien. Mitarbeiter waren J. C. von Orelli, Trogler, Tanner, Follen, Hagnauer, Münch. Großen Wert legte man auf die Volkserziehung. Gleich der erste Artikel ist mit „Volksebildung“ betitelt. Das beste Mittel dazu seien die Schulen. Auch diese werden eingehend gewürdigt. Besonderen Nachdruck legt man auf das Studium der Geschichte. Von Münch und Tanner stammen einige Gedichte. Daneben versetzt man gern einem „beliebten“ Manne eines ans Bein. So wird der Restaurator Haller in einem „Gespräche“ zwischen Hans und Michel lächerlich gemacht.³² Weil das Volksblatt Trogler, der aus politischen Gründen seiner Philosophieprofessur in Luzern entsetzt worden war, in Schutz nimmt und seine Gegner angriff, wurde es auf die Klage der Luzernerregierung plötzlich unterdrückt. Es erschienen im ganzen nur 18 Nummern.

Gleichfalls bei Gefner in Zürich kamen die „Europäischen Blätter“³³ heraus und zwar an diesem Orte, weil der Aargau Angst hatte sie zu drucken.³⁴ An ihnen waren beteiligt Follen, Eist, Trogler, Menzel und Mönlich. Schon aus ihrer Überschrift zeigt sich, daß die Zeitschrift vor allem literarische Absichten hatte und daß sie für die gebildete Welt bestimmt war. Wenn innerhalb der Redaktionsmitglieder nicht alles flappte, wie es sollte, so sei dieser Umstand, wie Menzel

³⁰ Schweizerisches Museum. Einleitung von P. V. Trogler. ³¹ Schweiz. Volksblatt. Zürich, Gefner 1821. ³² No. 15. 26. Weinmonat 1821. ³³ Europäische Blätter oder das Interessante aus Literatur und Leben für die gebildete Welt. 1824 f. Zürich, Gefner. S. 190. ³⁴ A. Ludin, Der schweizerische Almanach A. R. und seine Vorgänger. S. 9—27.

behauptet, daraus zu erklären, daß jene heterogene Geister waren. Überdies verließen Menzel und List bald darauf die Schweiz. Wichtig ist, daß in diesen Blättern zum ersten Mal Menzel sich mit einer scharfen Kritik an Goethe heranmachte. Er tadelt hauptsächlich dessen religiöses Leben und macht ihm die Beschmeichelung Napoleons zum Vorwurf. Namentlich aber trat Menzel dem Kultus entgegen, den man in jener Zeit mit Goethe trieb. — Wichtig ist auch, daß in den „Europäischen Blättern“ in einem Brief aus Paris auf eine Übersetzung von Goethes Faust ins Französische in No. 73 des „Morgenblattes“ aufmerksam gemacht und die Vermutung ausgesprochen wird, daß der Übersetzer, der sich Albert S nennt, der junge Schweizer Albert Stapfer sei. Er ist es auch tatsächlich, der den ersten Teil des Faust ins Französische übersetzt hatte.

3. Almanache.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten die Almanache in der deutschen Literatur eine wichtige Rolle. In der Schweiz stehen in der Zeit von 1811—1854 die „Alpenrosen“³⁵ im Vordergrund, (allerdings mit Unterbrüchen). Sie tragen im Gegensatz zu frühern Almanachen schweizerische Prägung. Denn wenn auch eine ganze Anzahl von deutschen Mitarbeitern zu verzeichnen ist, wenn zeitweise gerade deutsche Flüchtlinge in ihnen eine dominierende Stellung einnahmen, so trägt doch der Inhalt vorherrschend schweizerischen Charakter.

Die Alpenrosen lassen sich zeitlich und inhaltlich in zwei Perioden einteilen. Die eine dauert von 1811—1830, die zweite von 1830—1854. Im Jahre 1830 starb nämlich der Herausgeber J. R. Wyß. Zugleich aber bedeutet dieses Jahr der inneren und äußeren Umwälzungen auch eine Wandlung für die Alpenrosen, die eine neue geistige Richtung erhalten sollten.³⁶

Betrachten wir uns indes die erste Periode, insofern sie für unsere Zwecke dienlich sein kann. Bereits im Almanach auf das Jahr 1815 treffen wir ein Gedicht von K. R. Tanner, „Die Alpenrose“,³⁷ welches durch Zartheit und Feinheit des Inhalts und der Form sich hervor tut. Die Geschichte „Die Alpenrosen“ im Jahrgang 1817 von Fröhlich³⁸

³⁵ Alpenrosen, ein schweizerischer Almanach auf das Jahr 1811. Bern bei Burgdorfer, Leipzig bei Leo. S. VI. ³⁶ Endin. S. 165. ³⁷ A. R. 1815. S. 171—173. ³⁸ A. R. 1817. S. 37—70.

ist langweilig und unwahrscheinlich, hat wenig Phantasie und ebenso wenig Handlung. Das Jahr 1819 bringt wiederum zwei Gedichte von Tanner „Die flucht der Jugend“³⁹ und „Mutterglück.“⁴⁰ Auch im folgenden Jahre stellt sich Tanner mit zwei Gedichten ein „Der Sturm der Zeit“ (Seite 260) und „Das Bächlein im Winter“ (Seite 371); daneben treffen wir M. Tr. Pfeiffer als Dichter des „Dünkel“ (Seite 317), „Chorlied am Jugendfest zu Lenzburg“ (Seite 326) und „Gnome“: (S. 349)

Ruhig, klar und glanzerhell,
Sei des Herzens innere Welt!
Ist das Innere wohlbestellt;
Siehe da die Außenwelt,
formet sich zur Frühlingsau,
Rosenfarbig, Himmelblau.

Der Jahrgang 1821 zeigt uns allerlei Bekannte. Da stellt sich wiederum der Musikus und Dichter Pfeiffer ein mit drei Gedichten „Der Heitere“ (Seite 48) „Toast des Sängerbundes“ (Seite 100), „Lenzgefühl“ (Seite 220). Karl Ruckstuhl ist mit der kleinen patriotischen Geschichte: „fremde und Heimat“ vertreten, die wir schon früher erwähnt haben. Hier möchten wir noch auf das „Vaterunser“ (Seite 300) der leider wenig bekannten blinden Nargauerdichterin Luise Egloff hinweisen. Matthiesson gab ihr Anleitung in die poetische Technik, und bei J. D. Elster wurde sie in Gesang- und Klavierunterricht erzogen. Sie starb im Alter von 32 Jahren. Eduard Dorer und Heinrich Zschokke haben ihre Gedichte herausgegeben; nebst zwei Stahlstichen sind neun Kompositionen von Luise Egloff und Elster beigelegt (Sauerländer 1843). Der Jahrgang 1822 brachte zunächst ein „Schlachtlied“ von Ernst Münch „Die Schlacht bei Laupen“ (Seite 821—830), ferner ein Gedicht von K. R. Tanner betitelt „Ermutigung“ (Seite 240) und zwei, in denen Pfeiffer Stellung zu den Kindern nimmt „Meines Töchterleins Meinung“ (Seite 273) und „Das gereifte Söhnchen“ (Seite 365). Die Alpenrosen des Jahres 1823 beginnen gleich mit einer tüchtigen sprachgeschichtlichen Arbeit über „Unsere schweizerische Muttersprache“ von Karl Ruckstuhl (Seite 1—5). M. Tr. Pfeiffer mußte als Mitarbeiter sicherlich geschätzt sein, daß er in einem Jahrgang viermal zum Wort kommt: „Des Sängers Wunsch für den Abend seines Lebens“ (Seite 190),

³⁹ U. R. 1819. S. 127. ⁴⁰ U. R. 1819. S. 183.

„Rundgesang am Herbstabend“ (Seite 235), „Der frohsinn“ (Seite 238) und „Am frühlingsabend“ (Seite 305). Von Ernst Münch stammt das Lied „Die Mutter über dem Kinde“ (Seite 186). Keine besondere Zierde des Jahrgangs 1824 sind die beiden Gedichte des eben erwähnten Dichters „Psalm“ (Seite 27) und „Heloise“ (Seite 312), während man an demjenigen Pfeiffers „Meine Geschichte mit dem nächtlichen Himmel“ (Seite 252) seine Freude haben kann. Wiederum als erster kommt zum Wort in den Alpenrosen von 1825 Karl Ruckstuhl mit einer Geschichte, die an seinen Aaraueraufenthalt erinnert: „Die Staffelegg bei Aarau“ (S. 1—28). Das Gedicht „Phantasie auf den Trümmern des Jähringer Schlosses“ (Seite 135—139) von E. Münch ist allerdings recht phantastisch. 1826 spricht wiederum Karl Ruckstuhl in einem Prosabeitrag zum Leser: „Die Inseln und im besonderen die Inseln der Schweiz“ (Seite 153). Ein Kupfer, die Afenau darstellend, ist beigegeben. Zum Gegenstand einer Ballade wählt E. Münch die „Schlacht bei St. Jakob an der Birs“ (Seite 200—209). Mit dem Jahre 1830 schließt also die erste Periode der Alpenrosen. Im Jahre vorher war noch ein Beitrag von A. E. Fröhlich wiedergegeben: „Die Musikgesellschaften“, eine Erzählung (Seite 137—393).

Die zweite Periode⁴¹ beginnt schon rein äußerlich mit zwei Kennzeichen: Die Alpenrosen wurden von Bern nach Aarau versetzt; als Nachfolger des verstorbenen Wyß wurde A. E. Follen Redaktor. Ihm war es vor allem darum zu tun, dem Almanach einen größeren poetischen und künstlerischen Wert zu verleihen⁴². Dies ist ihm auch tatsächlich gelungen, und es ist zu bedauern, daß nur bei diesem einen Jahrgang die Redaktion in seinen Händen lag. Denn bereits im nächsten Jahre übergab er dieselbe A. E. Fröhlich, der sie bis zum Eingehen der Alpenrosen im Jahre 1854 beibehielt. Wenden wir uns nun dem Jahrgang 1831 zu, den wir begreiflicherweise etwas eingehender würdigen wollen.⁴³ Den Eingang bildet eine Besprechung von Follen der „Kupfer der Alpenrosen auf 1831“. Zwei dieser Kupfer sind von Martin Disteli geschaffen, der damals noch ein junger Künstler war. Beide haben einen geschichtlichen Stoff zum Gegenstand der Darstellung gewählt: „Geßlers Tod in der hohlen Gasse“ und Rudolf Fürst's Tod bei Morgarten.“ Aus der Feder von Rudolf Meyer stammt die

⁴¹ J. J. Hilty, Der schweiz. Almanach Alpenrosen und seine Ersatzstücke in den Jahren 1831—1854. ⁴² A. R. 1831. S. 4. ⁴³ A. R. auf das Jahr 1831, besorgt von Schweizerischen Schriftstellern und Künstlern. Aarau 1831.

Geschichte „Der Geist des Gebirges“ (S. 1—46), eine doppelte Rahmen-erzählung, die in wunderbarer Weise die Geheimnisse des Geistes des Gebirges enthüllt. Trefflich ist einerseits die Zeichnung des gefräßigen, schnodderigen Engländers, des witzelnden Franzosen und des abergläubischen Östereichers und im Gegensatz dazu die schlichte, aber tiefgreifende Schilderung des Gensjägers Schalcher von seinen Erlebnissen im Gebirge. Die Erzählung ist ein prächtiges Stück schweizerischer Romantik. Rud. Meyer⁴⁴ war der Enkel des uns bekannten „Vater“ Johann Rudolf Meyer. Auch er hieß Johann Rudolf wie der Großvater und Vater und darf deshalb mit ihnen nicht verwechselt werden. Der Erzählung Meyers folgen einige Gedichte von fröhlich „Weihnachtslieder“, „Osterfonette“, „Frühlingslieder“. S. 47—57). Vom gleichen Dichter stammt „Die Badefur zu Schinznach“ eine Erzählung (S. 60—130). Die Geschichte der Stifterin der Klosters Münsterlingen am Bodensee, Angêla hat J. Puppikofser zu einer Ballade ausgearbeitet. Xaver Schnyder von Wartensee ist vertreten durch einen Liedercyklus, betitelt „Scherz und Ernst in Sonetten“ (S. 140—47). Eine besonders prägnante Stellung nimmt aber im Almanach von 1831 der Prosabeitrag follens ein „Malegys und Wiwian, Ritter und Zauberroman des Mittelalters“ (S. 148—385). Was die Entstehungsgeschichte anbetrifft, so halten wir uns an Hilty⁴⁵, der darüber genaue Untersuchungen angestellt hat. Es handelt sich um die Heidelberger Papierhandschrift (Cod. Pal. Germ. 340), welche 554 foliosseiten umfasst und die Geschichte von „Malagys und Reinolt von Montelban“ oder die „Heimonsfinder“ enthält. Es sind Gedichte, die im 15. Jahrhundert aus mittelniederländischen Vorlagen in schlechtes, mit niederdeutschen und niederländischen Wörtern gemischtes Hochdeutsch übertragen worden sind. Die beiden Dichtungen gehören in den Kreis der Karolingischen Vasallensagen und sind eng miteinander verwandt. Malegys bildet gleichsam den ersten Teil zu der Sage von den Heimonsfindern. Das Gedicht erzählt die Jugendschicksale des großen Gelehrten und Nekromanten Malegys, des Oheims der Heimonsfinder, das Leben seines Zwillingsbruders Wiwian und dasjenige von dessen Sohn Heimon, bis zur Vermählung mit Aya, der Schwester Karls des Großen. Den Hauptstoff bilden die Kämpfe zwischen Christen und Heiden (Sarazenen) einerseits, andererseits die Kämpfe Karls des Großen und seiner zwölf

⁴⁴ U. D. B. Bd. XXI. S. 595/597. ⁴⁵ Hilty. S. 27/47.

Genossen mit seinen Vasallen, hier insbesondere mit Herzog Büne von Egermont, dem Vater Malegys und Wiwians, und dessen Sippe. — Follen, durch die in den Heidelberger Jahrbüchern mitgeteilten Fragmenten auf diese Gedichte aufmerksam geworden, hatte die Absicht sie zu modernisieren und ins Hochdeutsche zu übertragen. Im Stuttgarter Morgenblatt erschien unter dem Titel „Die Heimonskinder“ und das Roß Beyart“ einige Proben einer dichterischen Behandlung dieser Sage nach dem Volksbuch und den altdeutschen Gedichten. Er suchte dann zu Abschriften der Heidelberger Manuskripte zu gelangen und wandte sich zu diesem Zwecke an Görres. In einem Briefe vom 27. Februar 1827 an diesen⁴⁶ schreibt er: „Der alte Lazbergäre fröhlichen Andenkens, den ich neulich wegen der Heidelberger Handschriften von den Heimonskindern und dem Malegys anfragte, und ob er nicht wisse, ob Göckle schon in Rom die Abschriften wirklich gemacht, von denen Sie seinerzeit in den Heidelberger Jahrbüchern Kunde gegeben, erfreute mich mit dem Bericht: daß Sie selbst in Heidelberg Abschriften genommen und der Meister Sepp, durch Sie in Arau zur Einsicht erhalten habe und er macht mir Hoffnung, daß Sie die gleiche Barmherzigkeit auch mir werden angeeignen lassen. — Als Idee des Ganzen schwebt mir der Gegensatz von Rittertum und Königtum vor, welcher seine Ver- söhnung und Krone im Martyrium findet: also verwandt der Idee des Parzifals, und verschieden. Wollen Sie mir Ihre Handschriften zur Einsicht und Notiz leihen, so erweisen Sie mir einen großen Liebes- dienst und erlösen mich von einer wahren Herzenspein.“ — Durch Görres Vermittlung wird Follen vorübergehend in den Besitz einer Handschrift der Malegys gekommen sein. Daß er das ganze Gedicht gelesen haben muß, ergibt sich aus dem Vergleich, der Heidelberger Handschriften mit seinem Roman. Ein Bruchstück seines Malegys, der nebenbei bemerkt in der Zeit, da Follen seine Arauerprofessur bekleidete, entstanden ist, hat er im Jahre 1829 im Stuttgarter Morgenblatt (No. 1—6, 16—32) veröffentlicht. Im Jahre 1830 boten dann die von ihm redigierten Alpenrosen die beste Gelegenheit zur Veröffentlichung des ganzen Romans. Dieser ist eine Prosabearbeitung des Reimgedichtes. Inhaltlich stimmt er mit diesem völlig überein; auch im Wortlaut schließt er sich enge an seine Vorlage an. Während Follen sich bemüht hat, die Erzählung zu glätten, kann man dennoch keineswegs von einer Neubearbeitung

⁴⁶ Franz Binder, J. von Görres gesammelte Briefe. 3. Bd. S. 330.

sprechen. Die Abweichungen beziehen sich hauptsächlich auf den Umfang und die Anordnung des Stoffes. Jollens Bearbeitung ist im ganzen ziemlich oberflächlich; vor allem enthält er eine Menge von Nachlässigkeiten und Widersprüchen. Der Wert des Romans liegt aber durchaus nicht nur darin, wie Hilty sagt, daß er eine Inhaltsangabe eines noch ungedruckten Reimgedichtes bietet,⁴⁷ sondern daß mit ihm ein herrliches Stück urwüchsiger Romantik in die Schweiz kam. Die Alpenrosen waren nicht speziell für Philologen berechnet. Diese konnten sich eventuell an der Nachlässigkeit der Übersetzung stoßen. Das weitere Publikum aber kümmerte sich weniger darum, sondern nahm ein Stück deutscher mittelalterlicher Kultur in sich auf. Treffend sagt der Recensent der Stuttgarter Literaturblottes zu der Bearbeitung des Malegys und Wiwian:⁴⁸ „Dieses Gedicht gleicht an Laune und Reichtum der Phantasie dem Ariost und übertrifft ihn an Tiefsinn der Grundidee. Nie und nirgends ist die heitere Seite der Nekromantie, deren düstere Seite im Faust hervortritt, so liebenswürdig behandelt als hier, und beide Sagen, Faust und Malegys, ergänzen sich, sind Zwillingssblüten einer Idee, sind beide gleich tief poetisch.“ — — Jollens mittelalterlichem Roman folgen nun drei „Weinlieder“ (S. 384) und die berühmten „Tierzeichnungen“ von Rudolf Meyer (S. 388), darstellend den „Lämmergeier“, den „Schneidervogel“, die „Spyren“, „Das Rotbrüsteli“, den „fink“. In einem längeren Gedichte schildert J. J. Reithardt die Erlebnisse der „Gemsjäger“, Begebenheiten aus dem wirklichen Leben (S. 407—410). Zum Schluß kommt nochmals Jollen zum Wort in einer Erinnerung an Rudolf Wyß, den früheren Herausgeber der Alpenrosen „Des Sängers letztes Wort“ (S. 415). Als Musikbeilage sind beigegeben ein Lied „Gestillte Sehnsucht“, komponiert von Xaver Schnyder von Wartensee, ein „Weihnachtslied“, komponiert von Theodor Fröhlich und gedichtet von seinem Bruder Abraham Emanuel. „Der scharfe Wein“ ist wieder eine Komposition von Th. Fröhlich, gedichtet von R. Meyer und ein „Trinklied“ wiederum hat Abraham zum Dichter und Theodor Fröhlich zum Komponisten. Ein „Walzer“ und ein „Ländler“ Th. Fröhlichs bilden den Schluß der musikalischen Beilage.

Der Jahrgang 1832, dessen Redaktion nun in Fröhlichs Händen sich befindet, bringt von diesem die bekannten Erinnerungen des Klosterbruders Benedikt, nebst Proben aus seinem poetischen Nachlasse (S. 27).

⁴⁷ Hilty. S. 46. ⁴⁸ Stu. Li. 1830. No. 123.

R. Meyer ist vertreten durch zwei Erzählungen „Der Heimatlose“ (S. 1) und „Fridolin ein Märchen“ (S. 176) und erfreut uns wiederum mit seinen ausgezeichneten „Naturzeichnungen“ (S. 361). Im „Birnbaum auf dem Walsersfeld bei Salzburg“ läßt Follen eine alte Volks Sage aufstehen, welche das alte deutsche Kaisertum mit Karl dem Großen und Friederich Barbarossa verherrlicht. (S. 392). In den Alpenrosen von 1833 befinden sich nebst einigen Gedichten von Fröhlich auch zwei Erzählungen von ihm. Die eine nach einer Volks Sage erzählt, trägt den Titel „Die Blümlisalp“ (S. 43), die andere „Der Kinderball“ (S. 191). Rudolf Meyer hat neben einer Geschichte „Die Ahnherren in Rottal“ (S. 307) einige Naturzeichnungen entworfen (Der Truthahn, „Der Spaziergang, Die Nacht der Pflanzen“, Die Elemente in den Pflanzen, Die Cocospalme, Die Bergwerke, Die Nachtwandler, Der Garten im Meere). Wie in dem letzten Jahrgang bringt die Musikbeilage Kompositionen von Theodor Fröhlich. — In den Jahren 1834 bis 1836 und 1840–47 erschienen die Alpenrosen nicht, dafür wurden in dieser Zeit verschiedene Male „Weihnachtsgaben“ herausgegeben. Eine solche ist z. B. die „Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserschädigten in der Schweiz“ 1834⁴⁹. Für uns kommt in dieser einzig A. E. Fröhlich durch seine Zugehörigkeit zum Aargau in Betracht. Er ist durch einen Liederzyklus vertreten. Nach dieser ersten Unterbrechung erschienen die Alpenrosen nochmals für drei Jahre in Aarau (1837 bis 1839), um erst wieder im Jahre 1850 zurückzukehren, dort drei letzte Lebensjahre zu verbringen, um sich schließlich in Basel für ewig zur Ruhe zu legen. Außer Beiträgen von Fröhlich, der nebenbei bemerkt, der eifrigste Mitarbeiter der Alpenrosen war und dessen Novellen fast durchwegs Tendenzstücke sind, ist in dieser Zeit nichts für uns in Betracht kommendes zu vermerken. Ersatzstücke waren die „Weihnachtsgabe zum Besten der Brandbeschädigten von Ehrikon 1840“⁵⁰ und die „Alpina“, schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur.⁵¹ Von besonderem Interesse ist die „Alpina“, in der sich vier hervorragende Männer zum Worte melden: Jeremias Gotthelf, E. L. Rochholz, A. E. Follen und K. R. Tanner. Von Gotthelf stammt die Geschichte „Wie Joggeli eine Frau suchte“, ein ländliches Bild. Rochholz spendete einen lyrischen Liedermonat. Die Gedichte haben mehr Wert durch große

⁴⁹ Basel, Schweizerhäuser'sche Buchdruckerei. ⁵⁰ Zürich, Meyer & Zeller. 1840.

⁵¹ Herausgegeben von G. Hartmann, Fr. Krutter und G. Schlatter, 1841, mit 6 Radierungen von Martin Disteli und H. Heß. Solothurn, Jent & Gafmann.

formgewandtheit, die sich in künstlichem Strophenbau gefällt als durch poetischen Gehalt. Jollen ist der Dichter des „Kühnen Bayer“ (Drei Balladen): „Der Kaiser und der „Hofmeister“, „Der Held im Bad“, „Der Ritter und der Kaiser“ Die Radierungen zu diesen Balladen stammen von Martin Disteli. In einigen Liedern kommt K. R. Tanner zum Wort: „Im Talgrund“, „Im Walde“, „Am Berghang“, „Im Gewitter“.

Nach achtjähriger Unterbrechung erschienen die Alpenrosen wieder unter dem Titel: „Neue Alpenrosen. Eine Gabe schweizerischer Dichter.“ Herausgegeben von J. J. Reithardt.⁵² Diese haben schon rein äußerlich ein verändertes Aussehen, indem sie umfangreicher sind und nicht mehr in Oktav-, sondern im Quartformat gehalten sind. — Zunächst wollen wir uns kurz mit zwei Namen bekannt machen, von denen der eine uns bis jetzt nur beiläufig, der andere überhaupt nicht begegnet ist. Es sind beides Aargauer: Eduard Döffel und Edmund Dorer. Wie sein Kollege der Lyriker K. R. Tanner, war Döffel Jurist.⁵³ 1810 in Seon geboren, war er selbst der Sohn eines bedeutenden Fürsprechers. Er studierte in Bern und Heidelberg. Eine Zeitlang war er auf dem Bureau seines Vaters angestellt; später wurde er Obrichter. 1851 erschienen seine ersten Gedichte die sehr günstig aufgenommen werden. — Er verkehrte mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit, so mit fröhlich, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Scheffel und dem Novellisten Jakob Frey. Der andere Dichter Edmund Dorer⁵⁴ wurde im Jahre 1807 in Baden geboren. Seine leidenden Augen verhinderten ihn, sich der Kunst zu widmen und er studierte Jus. 1830 reicht er mit andern Bürgern die „ehrerbietige Bittschrift an den Großen Rat des Kantons Aargau“ ein, die Veranstaltung zu einer gesetzmäßigen Abänderung der aristokratischen Verfassung zu treffen. 1832 wird er aargauischer Großer Rat, Präsident des Bezirksgerichtes und katholischer Kirchenrat. 1842 tritt er vom politischen Leben zurück. Die übrigen 21 Jahre seines Lebens widmet er der Dichtkunst. Von ihm stammen verschiedene Gedichte. 1852 erschien „J. R. M. Seng und seine Schriften“, 1852 „Über Goethes Jery und Bätely“. Er ist überhaupt einer der besten Goethekenner seiner Zeit. Sein höchstes Bestreben war die Verbindung zwischen deutscher und schweizerischer Wissenschaft, insbesondere aber auf literarischem Gebiet. Diesem Zwecke diente eine Vereinigung,

⁵² Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag Beyel. ⁵³ U. D. B. Bd. XLVIII. S. 50/51. ⁵⁴ H. Schollenberger, Landammann E. Dorer. Aarau 1911.

der die namhaftesten Persönlichkeiten beider Länder in sich schloß. An der Spitze schweizerischerseits stand P. V. Trogler, deutscherseits Varnhagen v. Ense und Rahel Levin.⁵⁵ Ein Geistesprodukt dieser Vereinigung war übrigens das schon besprochene „Schweiz. Museum“. Mit Varnhagen v. Ense führt Dorer eine lebhaftere Korrespondenz, die erst mit dem Jahre 1852 abbricht, als Varnhagen sehr krank ward. — Dorer selbst starb im Jahre 1864. — In diesen neuen Alpenrosen vom Jahre 1848 finden sich zunächst von Döffel „Neun Naturbilder“ (S. 87 bis 90) und drei einzelne Gedichte, betitelt: „Der Orangenbaum“, „Gerechter Schmerz“, „Die treue Magd“ (S. 91—93). Einfach und gediegen sind Form und Inhalt. Dorer ist der Dichter von 8 „Distichen“ und einer Ballade. Eines der Distichen „Das Alpenröslein“, verdient hier wiedergegeben zu werden:

„Alpenröschen du blickst mir entgegen in leuchtender Schönheit,
Ob auch einsam du stehst und dich die Stürme umwehen.“

„Laß das Bedauern, o Freund, bin ich doch dem Wanderer ein Zeichen,
Daß bei dem herbsten Geschick, nie ganz die Freude verblüht.“

Die Ballade trägt den Titel „Die weiße Frau“, A. E. fröhlich gibt eine Erzählung wieder „Der Teufel als Prediger“ (S. 1—47) und einige Gedichte unter der Überschrift „Reiselieder“ (S. 113—122). Hier kommt auch zum Wort der uns bereits bekannte Seminardirektor von Wettingen Augustin Keller. Aus seiner Feder stammen „Der Meister Hämmerlin“, „Der Ring von Hallwyl“ und „Der Weihegesang zur Eröffnung des neuen Seminars“ (S. 176—181). Erwähnen möchten wir bloß, daß nach Augustin Keller der große Keller folgt. Zum ersten Mal tritt dieser in dem Kreise der Alpenrosen als Dichter auf. — Unter der Überschrift „Heimatliche Bilder und Lieder“ veröffentlicht K. R. Tanner folgende Gedichte: „Ackermännchen“, „Trost“, „Lenz im Herzen“, „Das Mittagsplätzchen“, „Sternenkunde“, „Gott unser Licht“, u. a. — Ein alter bekannter ist Heinrich Zschokke: „Der Engel des Lebens“ ist ein Dialog, die „Beruhigung“ ein Gedicht aus dem Jahre 1819 (S. 460). Die Alpenrosen des Jahres 1849 werden durch eine Geschichte Gotthelfs eingeleitet. Daneben treffen wir die Namen eines fröhlichen, Döffel's, Tanners, Augustin Kellers und Heinrich Zschokkes. Von diesem sei besonders erwähnt das Gedicht „An Luise Egloff, die Blinde.“ Mit dem Jahre 1850 kamen die Alpenrosen zum letzten Male für drei

⁵⁵ H. Schollenberger, Landammann E. Dorer. Aarau 1911. S. 81.

Jahre nach Aarau. Von Fröhlich stammt ein Lebensabriß seines Freundes Samuel Amsler⁵⁶ und die Geschichte „Spiel und Gewinn am eidgenössischen Schützenfest in Aarau im Jahre 1849“ (S. 1—79). Döffel und Tanner sind mit Gedichten vertreten. Ungefähr die Namen der gleichen Leute treffen wir in den Jahrgängen 1851—1854, die teils mit Gedichten, teils mit Prosabeiträgen beteiligt sind, auf welche wir nicht eingehen, die wir nicht einmal erwähnen wollen. „Die Witwe“ von Fröhlich im Jahrgang 1851 ist uns aus der Betrachtung von Rothholz her bekannt.

Die Alpenrosen waren für die Schweiz von viel größerer Bedeutung als die meisten poetischen Tagesblätter für Deutschland. Es ist deshalb für unsere Betrachtung größte Wichtigkeit, daß eine ganze Anzahl von aargauischen und im Aargau ansässigen deutschen Dichtern an den Alpenrosen so hervorragenden Anteil nahmen. Dadurch, daß einmal der Aargau verschiedene Jahrgänge dieses Almanachs beherbergte und dadurch, daß dessen Mitarbeiter Vorläufer der großen schweizerischen Klassik waren, ergibt sich von selbst, welche Vermittlerrolle dieser Kanton spielte und daß er tatsächlich auch in dieser Hinsicht ein Stück deutscher Literatur an die Schweiz abgab.

⁵⁶ Samuel Amsler 1791 zu Schinznach geboren, zeigt früh Zeichentalent. Seine Lehrzeit macht er bei Lips in Zürich. Später begibt er sich nach München und 1816 nach Italien. In Rom lernt er Cornelius, Dannecker, Rückert, Niebuhr, Chorwaldsen kennen. 1829 wird er nach München als Professor an die Akademie der bildenden Künste gewählt. Fröhlich und Tanner sind seine besten Freunde. Im Briefnachlaß des letzteren finden sich zahlreiche Briefe von Amsler, in denen vielfach von Münzen die Rede ist. — Amsler starb im Jahre 1849.